

## Blick auf Nekropolis

Autor(en): Gunild Feigenwinter

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1983

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/fbf90113-2f79-483b-8847-03c54c45a2a0>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

---

# Basler Autoren

---

## Gunild Feigenwinter: Blick auf die Nekropolis

(Aus dem unveröffentlichten Roman «Seele im Exil». Gespräche mit Doktor Thanatos.)

Es ist heute ein schönes Wetter, ein wirklich schönes Wetter. Ein bisschen diesig die Sonne mit dem föhnigen Filter über der Landschaft, die du dir jederzeit vor Augen führen kannst, wenn du nur in das Münster hineingehst und auf einen Turm steigst. Es ist jetzt nicht mehr möglich, unbemerkt wieder abzureisen, ich wüsste auch nicht, wohin. Auf der schmalen Holzterrasse mit dem trockenen Gebälk musst du dich bücken, um wieder ins Freie zu kommen, du steigst gebückt nach oben. Vorher kannst du noch in die Krypta hinuntersteigen, die nach längeren archäologischen Ausgrabungsarbeiten freigelegt worden ist, du hast hier die Wahl zwischen einem Aufstieg und einem Abstieg, und du kannst beides kombinieren.

Diese Grabungen dauern nun schon einige Jahre. Bei schönem Wetter, wenn du dich unter die Touristen auf dem Münsterplatz mischst, hörst du vom Turm manchmal einen Posaunenchor – der Empfang für die staunenden Skandinavier oder Engländer –, die Spieler siehst du nicht, nur die Instrumente glitzern etwas gespenstisch in Turmhöhe am helllichten Tag, die Zuschauer müssen schwindelfrei sein. Das sind die Mittagschöre. Für die kulturell ausdauernden Besucher gibt es dann noch im Innern die Mitternachtschöre. Sie schweben gleichsam in der Luft und bilden ih-

re aus den Anfängen der sogenannten Neuzeit gut erhaltenen Harmonien zum diskret geschliffenen Uhrwerk der Banken-Nekropole, deren Einwohner an nur drei Tagen im Jahr ihre hermetisch versiegelten Seelentresore in bizarren Farben nach aussen kehren, im gemessenen Gleichschritt eines kollektiven Begräbnisses.

Auch auf dem Andreasplatz machten die Grabungen Fortschritte. Erst kürzlich wurde ein ausgedehntes vormittelalterliches Massengrab ans Licht gebracht, das man noch nicht kannte, eine Überraschung für die interessierten Forscher, der Platz ist inzwischen restauriert. Etwas weiter oben auf dem Hügel im Antiken-Museum wird, wie ich höre, die Akropolis wiederhergestellt.

Ich habe mich schon ordentlich in die Stadt eingelebt. Das Kind, das mich begleitet, kann im Kreuzgang des Münsters eine Ahnentafel zum Besitz seiner Vorfahren zählen. Ich selbst habe hier keine Ahnen, aber irgendwie ist für die Vermischung der Gebeine gesorgt, auch ohne dass wir uns darüber Rechenschaft gäben. Leider ist es mir nicht möglich, den verschiedenen lateinischen Beschriftungen etwas zu entnehmen, was ich mit einer mich in irgendeiner Weise betreffenden Vorstellung verbinden könnte. Wenn das Münster eines Tages nicht mehr da wäre, aus einem bestimmten Grund zusammenfiel, wäre das sicher bedauerlich, ich kann aber nicht sagen, ob ich das bedauern würde, ich kann eigentlich nichts dazu sagen, auch die vergangenen Begleiter aus der Kunstgeschichte vermochten nicht das rechte Interesse in mir zu wecken. In der Krypta können wir uns wieder etwas

freier bewegen. Es gibt hier aber nichts zu sehen ausser ein paar aufgedeckten sandfarbenen Gruftplatten, in eine laue Luft getaucht, wo die Stadtfremden aneinander vorbeigehn. Nun sind wir auf der ersten Aussichtsstelle des Turms gelandet, wir können einmal um den ganzen Turm herumgehen, ein alter Mann und eine alte Frau machen uns freundlicherweise Platz, der Mann weicht mit seinen Metallkrücken nach hinten aus gegen eine schräge Steinplatte, man kann hier auch mit Krücken hinaufsteigen, danach hat man eine schöne Aussicht.

Wir sehen die Stadtteile durch das Glimmergrau des Föhnhimmels, unter dem wir wohnen. Die Stadt hat noch einen weiteren Aussichtsturm, den Wasserturm, ebenfalls ein sehr beliebter Rundblick, nur ist die Aussicht dort doppelt gefiltert durch die neuerdings von der Stadtbehörde angebrachte Glasabschirmung, die die beherzten Turmspringer von ihrem hartnäckigen Vorhaben abbringen soll. Der Wasserturm zieht die Springer an wie die Motten. Jetzt ist eine Glaswand zwischen ihnen und der Landschaft, für den Fall, dass sie sich zu zahlreich in die Landschaft stürzen möchten. Vorher siehst du ihnen gewöhnlich nichts an. Auch der Landschaft siehst du nichts an. Meistens haben wir Windstille. Von Zeit zu Zeit bringt der Föhn die Leute auf die ausgefallensten Ideen.

Du kannst hier schwer in die Leute hineinschauen. Alles ist gut getarnt. Das erste, was mir auffiel, als ich die Stadt zum erstenmal sah, war ihre nahtlose Architektur. Wie stehen geblieben aus den Geschichtsbüchern. Keine offenen Häuser. An die aufgerissenen Häuser meiner Kindheit gewohnt, sah ich mich einer zuvor nicht gekannten historischen Resistenz dieser teils denkmalgepflegten, teil glasbetonierten hochversicherten Fassadenwelt gegenüber, hinter der sich eine

nicht zerbombte Vergangenheit angehäuft hatte. Die Inhaber dieser Vergangenheit waren mit dem verschwiegene Konsens eines Wir-Bewusstseins ausgestattet, das den Fremden in der Polis ein auf lautlose Weise abstrahlendes Gesicht wies, das Selbstgefühl der hierhin Verschlagenen mit den Jahren unterminierte, die geheimnisvolle Eigenschaft hatte, sich wie Löschsand auf die lebhafteren Erinnerungen zu legen, bis die Desorientierten sich im exklusiven Dialekt der Eingeweihten versuchten und mit der Zeit eine heimliche, ganz und gar unerwiderte Liebe zur Polis entwickelten, eine Art heimatloser Liebe, die abzustreiten sich empfahl und die, mit dem bitteren Beigeschmack der Fremdheit versehen, ungefragt blieb wie jede Verschwendung weitreichender Emotionen, die die Balance der Selbstgenügsamkeit in Frage stellten.

Wie weit entrückt die zerbröckelnden Häuser der frühen Jahre. Obwohl längst wieder aufgebaut, seh ich sie noch von innen. Das Haus neben unserem Schulhaus hatte eine hellblau gekalkte Wand, wir konnten durch die Innentüren sehn, die Kachelwände, wir konnten darin spielen, es war eine lebhaftige Zeit. Im Kriegswinter 47, als viele erfroren, hatten wir Glück. Wir kriegten Pakete aus der Schweiz. Pakete aus dem Paradies. Nun sind wir im Paradies. Die Zeit steht still.

Wenn man einmal um den Turm herumgeht, kommt noch eine Treppe, wieder so eine ganz schmale, nicht ganz dunkel, weil der Turm so durchlöchert ist, wir sind eingesperrt, gleichzeitig im Freien, von allen Seiten fällt Licht ein, das Gebälk liegt zugleich in der Sonne und im Dunkeln, du kannst dich an einem Seil festhalten, wenn du nicht schwindelfrei bist, aber wir sind ja mitten in der Stadt, hier kann nichts geschehn, wir haben hier einen schönen Überblick, da unten rechts liegt unser Quartier, wir brauchen nur runterzusteigen.

Wir sind wieder auf zuverlässigem Boden. Das letzte grosse Beben war 1356. Wir wohnen in der Nähe des Biozentrums, ein stabiler Bau, gleich neben dem Frauenspital. Das Gebärdspital aus Sandstein, der Konkurrenzbau aus Beton. Nachts sind die Fenster vom Biozentrum mit blauem Geisterlicht erleuchtet, die

Zellen, die die tote Zukunft ausbrüten, werden gut bewacht. Tagsüber sieht es ganz grau aus. Über der Stadt ist wieder ein Sommer ausgebrochen. Langsam steige ich die Stufen des in die Sonne getauchten Turmes hinab und mische mich unter die Schatten in der Fussgängerzone.

## **Frank Geerk: Blick ins Paradies**

Gibt es ein Paradies auf Erden? Eine vollkommene Stadt, wo sich alle Wünsche erfüllen und das Glück aus jedem Fenster blickt? Einen Ort, wo die Menschen immer schon in Frieden gelebt haben und den Krieg nur als fernes Donnergrollen kennen? Ein abgeschirmtes Schlaraffenland, darin die Bewohner schwelgen und es sich gut gehen lassen bis ans Ende aller Tage? Ja, ich habe von einem solchen Paradies gehört. Das ist nun allerdings schon über dreissig Jahre her. Es hatte übrigens auch einen Namen. Es hiess Basel. Ich selbst bin nicht in diesem Paradies aufgewachsen, sondern in Weil am Rhein. Grosszügige Menschen bezeichnen Weil am Rhein als eine Vorort von Basel; für andere dagegen hat dieser Ort nichts mit Basel zu tun, da er ja jenseits der Grenze liegt, durch einen Zufall der Geschichte nicht zur Schweiz, sondern zu Deutschland gehörig.

Diese Grenze habe ich als Kind bitter erfahren müssen. Damals, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, hatte man als normaler Bürger von Weil am Rhein noch keine Möglichkeit, nach Basel zu kommen. Dazu bedurfte es besonderer Visa. Man musste reich sein, besondere

Handelsbeziehungen pflegen oder sich als Schmuggler über die Grenze stehlen, wenn man in die Schweiz wollte. Trotzdem aber schien es viele Menschen zu geben, die zu diesen Privilegierten gehörten. Das wusste ich, weil wir an der Basler Strasse wohnten. Die Basler Strasse führte an unserem Haus vorbei zum Grenzübergang von Otterbach, und Tag und Nacht rollte der Fernverkehr zwischen Italien und den skandinavischen Ländern – und natürlich auch zwischen Deutschland und der Schweiz – vor dem Fenster meines Kinderzimmers vorbei. Von diesem Fenster aus hatte ich auch Ausblick auf die Gleise des Weiler Bahnhofs, und das Donnern der trans-europäischen Fernzüge hallte Nacht für Nacht durch meinen Schlaf.

Was war das für ein geheimnisvoller Ort, den man nur mit besonderer Genehmigung besuchen durfte? Meine Neugier hatte mich bereits einmal bis an die Grenze getrieben. Ich hatte mich auf einem unbefahrenen Bahndamm bis nach Otterbach geschlichen, bis eine gesprengte Brücke meinem Ausflug ein Ende setzte, zum Glück vermutlich, denn in den Gebüsch auf der anderen Seite hätten mich graue, bewaffnete Männer erwartet. Es war mir nicht gelungen, weiter vorzudringen als in der Bereich der Gerüchte.

So blieb Basel für mich lange Zeit der Ort, wo